

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

nr. 62.

Dienstag, 14. März.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Hohrath.

Der Bonhennelkeller war bis auf den letzten Platz gefüllt. Papa Loone hatte Nelleme gemacht im Quartier des Marolles für die Premieren seines Sohnes. Denn das Stück, das hente abend über die kleine Bühne gehen sollte, war das Werk seines Sohnes Nelle.

Wie zu ihrer Kinderzeit hockte Sintje neben der Hore auf der kleinen Estrade. Ihre Augen schimmerten in gespannter Erwartung, ihr bangte, ob den Leuten Domfes Stück gefallen würde, denn es war anders als die Stücke, die sonst hier gespielt wurden. Arme, natürliche Menschen waren Domfes Helden. Keine Könige und Prinzessinnen. Und noch eine weitere Kühne Neuordnung hatte er getrefft: die Marionetten bezeichneten ihren Rang nicht mehr wie bisher durch ihre körperliche Größenverschiedenheit, sondern standen einander gleich in der Größe, als seien sie alle miteinander Durchschnittsmenschen, auch der reiche Graf, Nellekes Verführer. Denn Nelle Perle Amour war die Heldin des Stücks, Domfe hatte das bekannte Lied seinem Texte zu grunde gelegt.

Nun ging der Vorhang auf.

Da bewegten sich die Marionetten in einer engen Gasse, schlecht gekleidet wie das Publikum selbst, und sprachen im Dialekt der Marolliens.

Ein Murren entstand im Publikum. Hatten sie dafür ihren Cent bezahlt, ihresgleichen zu sehen? Purpurnägel und wallende Seidengewänder wollten sie hören, und hochtrabende Worte wollten sie hören für ihr Geld!

Sintje wurde es bang ums Herz.

„Großmutter, bring ne zur Ruhel. Läß das Murren nicht auskommen! Sie müssen hören, sie müssen.“

Sie hörten auch endlich zu. Sie lachten über ein paar dicke Witze Witje Lemins. Der war den meisten ja schon aus dem Liede bekannt, dieser brave, edelmüttige Witje.

Und Nelleke Perle Amour, was das doch für eine schwere Kuh war, und verführerisch dazu mit ihrer weichen Schmeichelstimme. Aber dumml! Wie konnte sie dem Grafen nur glauben, der ihr so schöne Dinge von der Liebe sagte! Einem Kleichen glauben!

„Nelleke, soll' nicht rein“, schrie eine wohlmeinende Warnerstimme aus dem Publikum. Aber die zierliche Nelle auf der Bühne hörte nicht darauf.

Und wie der Vorhang wieder aufging, stolzierte Nelle in Samt und Seide einher. Hoch trug sie den Kopf, und sie grüßte ihre Mutter nicht, die bettelnd am Bühnengitter stand.

Wenn nun das starke Drahtgitter nicht gewesen wäre, würde die kleine Nelle von wütenden Fäusten zerstochen worden sein.

„Psui, schür dich, du! Respekt vor der Mutter, du Dirne!“

Die Hore hob drohend die Gerte. Aber Sintje fiel ihr in den Arm.

„Läß sie doch schreien, Großmutter, läß sie, läß sie! Sie sollen schreien! Es ist schon so, sie sollen toben!“

Sie war erregt, als habe sie selbst das Stück verfaßt, und sie hatte doch nur das seidene Kleid der kleinen Nelle genäht. Von Madame Grand hatte sie sich den schillernden Seidenrest erbettelt.

Sie kannte das Stück schon, Domfe hatte es ihr vorgelesen. Aber nun mußte sie doch schluchzen, als hörte sie es zum erstenmal, das traurige Schicksal der armen törichten Nelleke Perle Amour.

Verlassen! Verlassen mit ihrem Kind sitzt sie da. Wo ist er nun, ihr reicher Graf? Ja, wo ist er?

Das Publikum lacht und höhnt.

„Wo steht er, dein Reicher? Au, au, Nelleke!“

Da kam Witje, der schöne Sergeant, mit dem Ehrenkreuz auf der Brust.

De t'n enfant j's'rai l'monpère!

„Bravo! Hurra! Hoch Witje!“

Was will die Hore der Hore? Kann sie all die Köpfe auf einmal treffen? Kann sie ein brandendes Meer zur Ruhe zwingen? Sie jauhzen und töben, die aufgeregten Marolliens: „Witje, heraus!“ „Domfe, das Puppenonkelchen, soll zu uns herauskommen.“ „Unser Dichter heraus!“ So schrien sie ümt durchheimander, und Sintje freßte mit: „Domfe raus! Domfe, Domfe!“

Da erschien er, hoch oben in der Luft schwebend. Der große, schlanke Han trug den kleinen Domfe auf seinen Schultern herein.

„Hoch unser Dichter!“

Sie wollten ihn in die Schenktube haben, sie wollten ihm einen Festtrank geben.

Er stand auf einem der Tische, der kleine Schreiber, und Mann für Mann defilierte vorüber und schüttelte ihm die Hand.

Da bahnte sich Sintje mit Hilfe ihrer spitzen Ellbogen einen Weg durch die Leute. Mit einem Sprunge stand sie auf dem Stuhl bei dem Tische des Gefeierten und schlang beide Arme um den Hals des schmächtigen Helden und küßte ihn vor aller Augen.

Domfe wurde blaß und rot und sah plötzlich die Hände nicht mehr, die sich ihm noch entgegenstreckten. Er stieg eilig von seinem Tische herunter, als schwundete ihn da oben. Bei den anderen in der Reihe am Tische wollte er nun sitzen und sich auftrinken lassen und fröhlich sein.

Papa Loone stand hinter dem Schenktische, wo er Faro verzweigte und die Schnapsgläser füllte. Über sein rundes, rotes Gesicht ließen glitzernde Tränen, und er achtete es nicht, wie sie ihm langsam in seine Gläser hineintröpften. Ein Louisie aber, der ihn eine Weile beobachtet hatte, rief laut: „Seht, Papa Loone verhantet uns da in aller Stille sein Gebräu mit seinem salzigen Augenwasser!“

„Das wird euer Bier nicht bitter machen“, gab der alte schlagfertig zurück. „Das ist pure Freude, die da hineintröpft, süß wie Honig. Hier! Eigentlich sollt ich's euch teurer anrechnen!“

Und lachend holten sie ihre Gläser bei dem glücklichen Schenkenbirektor, dem Vater des Dichters, ab.

„A vot' santé, mossieu l'Directeur! Vive le poète!“

Domke hatte sich heimlich einen Fußschemel auf seinen Stuhlsitz gestellt. Darauf thronte er nun und übersah so den Tisch und stieß an und nickte nach rechts und nach links.

Auch mit dem fremden Domödianten, mit Jan l'Grand, stieß er an. Was war der jetzt neben ihm? Wen verlangte nach seinen glatten Reden? Wer kümmerte sich um den? Er, Domke war der Held. Endlich widerfuhr ihm Gerechtigkeit, endlich kam es an den Tag, was so verborgen in ihm gestellt hatte. Und Fintje hatte ihn geführt. Vor allen Leuten hatte sie ihn geführt. Gutmütig stieß Domke mit dem besiegt Rivalen an.

Aber das stille, fleißige Puppenkästchen war das Trinken und Belästigen nicht gewöhnt.

Und bald wußten sie alle nicht mehr, warum sie mit dem Trinken begonnen hatten, noch wen sie feiern wollten.

Domke war lautlos von seinem hohen Sitz heruntergeglitten, schlafend lag er nun unterm Tische, und seiner kümmerte sich mehr um ihn.

Nur Jan l'Grand bückte sich, zog ihn behutsam zwischen den Tischbeinen hervor und trug ihn wie ein Kind in den Armen hinauf in seine Schlaftube, wo er ihn aufs Bett legte.

Biertes Kapitel.

Seit Wochen hatte sich Mieke nicht mehr im Atelier Madame Gérards sehen lassen. Fintje sorgte sich um sie. War Mieke krank, oder hatten die Schläge der Mutter sie so übel zugerichtet, daß sie sich schämte, sich zu zeigen? Fintje entzann sich eines Verhörs, dem sie die Freundin unterzogen hatte, als diese einmal mit einem blauen Auge im Atelier erschienen war.

„Wer hat dich geschlagen?“

„Mutter.“

„Schlägt der Stiefvater dich auch?“

„Der schlägt mich nicht“, hatte Mieke geantwortet und war noch weißer geworden und hatte sich geschüttelt wie im Fieberfrost, so daß Fintje mitleidig ihr Fragen eingestellt hatte.

Dann ließ es sie nicht länger ruhen, sie mußte die verschollene aufsuchen, obgleich sie nur ungern in deren ungastliches Heim eindrang. Die Angst um die geliebte Freundin trieb sie in den Roten Röschengang.

Sie tastete sich vorsichtig die Stufen hinab in das düstere Gewölbe, wo die Lumpensammler hausten.

Die Maderluft, die ihr entgegenwirte, nahm ihr zuerst den Atem. Allmählich erst unterschied sie in dem fahlen Dämmerlicht die Haufen aufgetürmter Lumpen und Knochen, die den faulen Vergeruch ausströmten. Auch Mieken erkannte sie, die ineinandergeklemmt vor einem der Haufen hockte und die schmutzigen Lappen mit müder Hand sortierte. Nicht weit von ihr saß auf einer Kiste, die Pfeife im Munde, die Ellbogen auf die Knie gestützt, ein großer, starker Mann, Miekins Stiefvater.

„Du, ich kommt nachsehen, warum man dich nicht mehr sieht“, sagte Fintje.

Mieke fuhr zusammen, hob nur für einen Augenblick das blonde, schöne Gesicht und arbeitete weiter. Fintje ließ sich durch den kühlen Empfang nicht entmutigen. Sie nahm ihre Mütze zusammen und stieg durch das Gerümpel zu Mieken hinauf.

„Du bist mir doch nicht böse, Mieke?“

„Nein, Fintje, es ist sehr gut von dir, daß du zu mir kommst“, gab die Freundin leise zur Antwort.

Der Mann auf der Kiste nahm die Pfeife aus dem Munde. „Eine Freundin, he? Mädchen haben immer Freindinnen, das ist so!“ Darauf lachte er, als habe er einen Witz gemacht, und ließ die beiden Mädchen nicht mehr aus den Augen. Die fühlten deutlich den neugierigen, unverschämten Blick des Mannes und verdeckten sich unter diesem Vamme mit ungeschickter, abgebrochener Weise zu unterhalten.

„Gibt's zu viel Arbeit, kommst du darum nicht mehr? Bist du krank?“

Mieke schüttelte immer nur den Kopf.

„Du trugst keine Antwort von ihr“, sagte der Mann, sich ins Gespräch mischend; „sie ist zu schüchtern. Das ist ihre Krankheit, ihrer übergroße Schüchternheit, sie fürchtet sich vor den Menschen, die sanfteste, weiße Faube, darum geht sie nicht mehr aus dem Hause, he, Mieke?“

Durch die niedrige Tür fiel ein Schatten. Es war Miekins Mutter, die von ihrem mühseligen Geschäftsgang heimkam. Sie wälzte den vollgezopften Sack ächzend von der Schulter und sah sich dann mit misstrauischen Blicken die Gruppe an.

„Da hockst du wieder“, fuhr sie mit heiserer Stimme den Mann an, der sich seine Pfeife eben neu in Brand stellte.

„Hältst du sie wieder von der Arbeit ab? Und sie hat das Arbeit doch wahrlich nötig! Und du?“ Das keifende Weib wandte jetzt Fintje ihr verwittertes Gesicht zu. „Was willst du hier? Mieken und — dem da die Zeit vertreiben? Wir haben keine Empfangsräume für Besucher hier, draußen ist bessere Luft als bei uns im Keller, besser und reiner, Manneskörper!“

„Ich komme schon noch mal wieder“, flüsterte Fintje der Freundin noch schnell ins Ohr. Diese schüttelte nur kaum merkbar den Kopf und hielt in ihrem sicherhaften Arbeiten nicht einmal inne, um der kleinen Kameradin nachzusehen, wie die gleich einem verjagten Käcklein eilig aus dem Keller ins Freie hinschleuste.

Draußen im Roten Röschengang stieß Fintje auf das Wantje, Miekins geliebte, kleine Schwester, die da mit ein paar bunten Papierseifen spazierte. Fintje streichelte den Kopf des kleinen Mädchens. „Tag, Wantje!“ Das Kind hatte dasselbe madonnenhafte Gesicht wie die große Schwester, es sah Fintje aus seinen klaren blauen Kinderaugen schu und angstlich an.

„Ja, das war das Wantje, von dem Mieke so gern und so zärtlich sprach.

Die atmete Fintje auf, als sie um die Ecke der Hoogstraat bog. Ja, hier war reinere Luft als im Keller des Roten Röschengangs, Miekins Mutter hatte recht gesagt.

Sie schüttelte sich. Der elle Madergeruch hatte sich an ihre Kleider gehetzt, ja, ihr war, als sei er bis in ihre Seele gedrungen und löste da schwer, wie eine unheilvolle Ahnung.

Der Sommer senkt seine brütende Hitze auch in die Hoogstraat. Dann nimmt sie sich aus wie die Straße einer jüdischen Stadt. Die Menschen leben vor den Türen und versperrenstellenweise den Verkehr, die Grüche hängen stagnierend in der Luft unter dem tiefblauen Himmel. Müde lehnen sich die Häuser aneinander und sehen noch verfallener und elender drein als sonst. Das Leben der Menschen aber regt sich weiter. Von dem bunten Gewirr in all den Gassen und Hängen steigt ein unaufhörliches Gesumm, wie von schwirrenden Fliegen, in die stille Luft.

Fintje wanderte langsam heim als sonst. Erdrückend schwül war's heute in Madame Gérards Atelier gewesen, so daß die Hände der jungen Arbeiterinnen endlich erstickt in den Schöß gesunken waren. Unten vor dem Hause waren sie dann alle schweigend auseinandergegangen, jede einzam ihres Weges.

Fintje hob dürrstend die Augen zum blauen Himmel auf. Der Justizpalast ragte wie ein düsterer Schatten in die blendende Sommerhelle hinein. Sein Anblick gehämmerte sie an die Freundin und deren obengläubische Scheu vor dem Steinbolz. Mieke war nicht mehr zurückgekehrt ins Atelier, und Fintje hatte nicht den Mut gefunden, noch einmal in ihre ungastliche Heimat einzudringen.

Es mußte etwas zu sehen geben, höher hinauf in der Hoogstraat. Jrgendein Unglücksfall. Es gab so oft dergleichen zu sehen im Quartier des Marolles, aber die

Leute rannten immer wieder begierig hinzu. Hintje selbst war früher immer mitzulaufen, heute war es ihr zu heiß.

Ihre Neugier wurde erst wach, als sie gewahr wurde, daß der Menschenknäuel eben vor dem Roten Rößchen stand, und als sie von Vorüberlauenden die Worte hörte: „Bei Lumpensammlers... Polizei...“

Nun lief Hintje mit. Sollte Wiekens böse Ahnung Wahrheit geworden sein? Wurde da Wiekens großer Bruder von der Polizei geholt? Sie fragte nach rechts und nach links, was passiert sei. Da bekam sie endlich eine Antwort, die ihr wie ein giftiger Stich ins Herz fuhr, daß sie gleich wurde, und daß die Senie ihr zu zittern begannen.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesebrücke. = 22

Nichts ist dem Auge so schön als die Wahrheit der Seele.

M. Seeger.

Im Griesheimer Gefangenengelager.

Aus Darstadt wird uns geschrieben:

Feinliche Ordnung und strengste Sauberkeit, das ist der erste und bleibendste Eindruck, den man beim Betreten des Griesheimer Gefangenengelagers empfängt, und das Lager selbst ist ein Meisterwerk deutscher Schaffenskraft: eine Stadt von mehr als 10 000 Einwohnern, allerdings nur männlichen, ist in überraschend kurzer Zeit aus dem dünnen Sandboden eingesetzten und heute mit elektrischem Licht, Klimatisierung, Dampfheizung, Fernsprecher und allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Franzosenheim heißt die neue, mit amerikanischer Schnelligkeit entstandene Stadt im Volksmund, die die französischen Gefangenen im Vereiche des 18. Armeekorps (Frankfurt a. M.) aufzunehmen hat. Nur Mannschaften: die Offiziere mußten von ihren Leuten getrennt werden und wurden gesondert in Mainz untergebracht. Eingeteilt ist die kleine Armee von Gefangenen in 5 Bataillone, deren jedes ein besonderes eingezäuntes und getrennt verarbeitetes Quartier bewohnt. Die Mitte der Stadt nimmt ein hölzerner Turm mit weithin sichtbarer Uhr ein, die das Leben und Treiben den Tag über regt. Das Lager treibt Selbstbewirtschaftung schon aus Gründen der Sparsamkeit. Wirtschafts- und Wohnräume sind streng geschieden. Jede der Bataillone enthält vier gewaltige Dampfküchen zur Bereitung der Mahlzeiten, die deutsche Oberlöde mit französischen Hilfskräften leiten. Von der Tropflichkeit der Verpflegung konnten wir uns selbst überzeugen; am Besuchstage gab es Rinderpöfleß mit Karotten und Kartoffeln in einer Zubereitung, wie sie auch in einem städtischen Haushalt nicht besser sein kann. Die Portionen sind so reichlich bemessen, daß sie nur selten ganz verbraucht werden. Abends gab es Konservensuppe mit Kartoffeln und Brot, und ähnlich war die Kost für die übrigen Tage bestimmt, abwechslungsreich und gut, und wenn mancher meint, man müsse die Gefangenen durch knappe Kost fasten und für das bauen lassen, was die Schreier und Heiter in Paris gesündigt haben, so muß demgegenüber mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß völkerrechtsmäßig den Gefangenen dieselbe Kost zusteht, wie den eigenen Truppen.

Die rein menschlichen Gesichtspunkte, die für uns Vorbaren für die Behandlung der Gefangenen gelten, zeigen sich in allen Einrichtungen des Lagers. Jedes Bataillon besitzt eine besondere Barade für Unterhaltung und Unterricht. So hat sich jedes Bataillon ein Theater gebaut; Käuzchen, Vorhang, Orchester, alles ist vorhanden, gespielt wird wöchentlich, dreimal Schwänke wechseln mit Vaudevilles, Kabaret und Varietévorstellungen ab, und schauspielerisch oder artistisch veranlagte Leute finden sich in großer Zahl, abgesehen von den vorhandenen Berufsschauspielern und Musikern. Doch die Konkurrenz der fünf Künstlertrakte, in denen die Frauenrollen natürlich von Männern dargestellt werden, treibt auch hier läppige Blüten: überall leben Nelemanipalate; von Gefangenen oft mit künstlerischem Schwung und blühendem Humor entworfen, die von einem Theater zum andern locken. Eine ständige Jagd auf diesen bunten Plakaten ist der gesangene Biou-Bion, der stets ein ungemein vergnügtes Gesicht macht. Die Einnahmen aus dem Billettverkauf fließen der Unterhaltungskasse des Bataillons zu und finden zum Teil auch für Unterrichtszwecke Verwendung. Delikatessen sind in großer Zahl vom Universitätsprofessor bis zum Volksschul-

lehrer vorhanden; Unterricht wird nicht nur in französischer Sprache und Orthographie und den übrigen Elementarfächern erteilt, sondern auch in Buchhaltung, Stenographie, Handels- und bürgerlichem Recht, usw. und sogar in höheren Fächern wie Geschichte, höherer Mathematik, Philosophie, Kunstgeschichte u. a. m. Wer von den Gefangenen Fleiß und Anlage besitzt, kann sich in der unfreiwilligen Muße des Gefangenenzelbens zum Privatgelehrten ausbilden. Jedes Bataillon verfügt ferner über eine Bibliothek französischer Werke. Am häufigsten sind die Namen Ohnet, Daudet, Daudet vertreten. Weniger Zola. Dantes göttliche Romantik fand ich in einer französischen Übersetzung, ebenso Goethes Faust; von Engländern stieß ich auf Thel, Bulwer und Dorothea. Ein breiter Raum in den Unterhaltungen der Gefangenen nimmt der Sport ein. Ein Spielplatz von Abmessungen, die manchen Club einer Mittelstadt neidisch machen können, dient dem Fußballspiel; verschiedene Clubs, die sich natürlich als erstes Erfordernis eine besondere Sportleidung angelegt haben, messen dort ihre Kräfte; bei meinen Besuchen war gerade eine blau-weiße Gruppe im Siege gegen eine schwäbisch-weiße.

Die gefangenen Franzosen müssen durchweg einen recht guten Eindruck, nichts von Niedergeschlagenheit, wie ihn deutsche Truppen in gleichen Verhältnissen zeigen würden, aber auch nichts von Verbissenheit und Hass, wenigstens nicht sichtbar. Offen und frei, oft in scherhafter Form werden ähnliche Fragen beantwortet, hin und wieder wird sogar die Absicht geäußert, nach dem Frieden in Deutschland zu bleiben, wo so ganz andere Ordnung herrscht als jenseits der Vogesen. Prächtige Gestalten sind namentlich unter den mit dem heimischen Volksschuh herumtäpfelnden Nordfranzosen zu finden, die nun freisch unter dem rauheren Klima lebensgen. Inbessern fehlt es nicht an Wollfächern, die als Liebesgaben aus Frankreich kommen. Diese, trotzdem Holzstücher sieht man überall; für ein deutsches Auge eine etwas sonderbare militärische Bude.

Die glänzende Tat- und Organisationskraft, die im deutschen Volle lebt, hat ihren Eindruck auch auf die Gefangenen nicht verloren, wie so manche widerwillig anerkennende Auszierung aus französischen Mund ergiebt. In dem Bewußtsein, daß wir das Los des gefangenen Feindes stets so weit wie irgend möglich zu erleichtern bemüht sind, weil wir in ihm den Menschen und Bruder sehen, der nur seine Pflicht tut, wenn er gegen uns kämpft, dürfen wir uns auch droher zaghaften Anerkennung freuen, die vielleicht für eine aufklärerische Beurteilung des deutschen Wesens in den feindlichen Ländern nicht bedeutungslos ist. (Benz. Bla. Gie.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszelt.

Das Museum des deutschen Handels in Paris. So unglaublich es auch klingen mag: es gibt jetzt, mitten im Kriege, ein deutsches Handelsmuseum in Paris. Und dieses Museum blüht nicht etwa im verborgenen; es ist ein höchst offizielles Unternehmen, und sein Gründer ist der Leiter der Pariser Handelskammer. Das Museum, das in einem eigens für diese Veranstaltung erworbenen Hause in der Rue Notre-Dame-des-Victoires untergebracht wurde, enthält, wie der „Temps“ berichtet, die verschiedensten Gegenstände deutscher Produktion, die man in Frankreich aus den noch vom Frieden vorhandenen Gegenständen aufzutreiben konnte. Das Besonderwerteste an diesem höchst interessanten Unternehmen ist der Zweck, den es verfolgt: „Es soll hierdurch“, wie es wörtlich heißt, „den französischen Industriellen und Kaufleuten ermöglicht werden, die Methoden kennen zu lernen, mit deren Hilfe es den Deutschen im Frieden gelungen war, eine überragende Stellung auf dem Weltmarkt zu erreichen.“ Der „Temps“ hofft, daß man durch sachverständige Ausstellung deutscher Erzeugnisse die französischen Handelsleute in den Stand seien können, ebenso erfolgreich zu arbeiten. Denn um eine wirksame Konkurrenz aufzunehmen zu können, müsse man genau über das unterrichtet sein, was der Gegner vornehme, und dies eben ist die Aufgabe des deutschen Handelsmuseums in Paris. Der Besuch des Museums ist jedoch nicht völlig öffentlich. Der Eingang ist nur den französischen Fabrikanten gestattet. Die Fabrikanten werden in Gruppen durch die Räume geführt, und die Vertreter eines jeden Handelszweiges sollen durch Sachverständige in die Geheimnisse des deutschen Handelsverfolges eingeführt werden.

Es handelt sich hierbei hauptsächlich um die einzelnen Herstellungsmethoden und um die Preislage der verschiedenen Erzeugnisse. Vertreten sind Artikel aus Stahl, Bargellin und Glas, Uhren, Stoffe, Spielwaren und verschiedenes anderes. Die Spielwaren sind, wie der "Tempo" sich entzünden lässt, besonders hervorragende Erzeugnisse. Es gibt darunter die verschiedensten Puppenarten, kleine Motivmotive, technische Spielwerke, deren billiger Preis bisher in Frankreich niemals erreicht werden konnte. — Es entsteht nicht der Stomil, sich die Begrüßung der Pariser Zeitungen über die Erzeugnisse des deutschen Handels vor Augen zu führen, — derselben Zeitungen, die in der nächsten Spalte mit ebenso viel Eifer bemüht sind, den Deutschen allen Verstand und alle Tüchtigkeit abzusprechen. Merken die Franzosen nicht, daß die Errichtung dieses seltsamen Museums die größte Huldigung an Deutschland bildet, die überhaupt nur möglich war? Und noch dazu eine Huldigung, die sie sich hätten ersparen können: denn kann man wirklich in Frankreich glauben, daß es genügt, deutsche Waren zu betrachten, um mit einem Schlag die Fähigkeiten der deutschen Industrie in sich aufzunehmen?

Was die Mannschaft des "Clan MacTavish" mit der "Möve" erlebte. In dem zwei Spalten langen Bericht des "Daily Telegraph", der die Erzählungen der Mannschaften des von der "Möve" versenkten englischen Dampfers "Clan MacTavish" wiedergibt, finden sich zahlreiche, noch nicht bekanntgegebene, interessante Einzelheiten. Die 18 Offiziere und Mannschaften des "Clan MacTavish", die aus Teneriffa in Lisbury ausliefen, wurden sofort von Reportern bestürmt. "Das Gefecht mit der Möve", erzählte der dritte Offizier, "fand Samstag, den 16. Januar, statt. Wir begegneten der Möve" gegen Abend und hielten sie für einen harmlosen Kauffahrer. Während wir ohne Licht fuhren, hatte die Möve" sorglos ein Licht am Bordermast. Sie war von einem anderen Dampfer begleitet, der sich später als die gespaltene "Appam" entpuppte. Nach einer Schilderung des kurzen Kampfes — der "Clan MacTavish" hatte ein Geschütz an Bord — erzählt der Offizier, wie deutsche Mannschaften an Bord des englischen Schiffes kamen: "Wir wurden auf Deck aufgestellt und dann in Booten nach der "Appam" gebracht, wo man uns für Kriegsgefangene erklärte. Hierauf brachte man uns in einer Silsiljute 1. Klasse unter. Am nächsten Tage wurden wir auf die "Möve" übergeführt." Mit großer Aufmerksamkeit schildern die englischen Schiffsleute weiter, wie sie nunmehr als bewachte Passagiere und höchst unfreiwillige Zeugen der Eroberungszüge der "Möve" eine Zeitlang mitmachten: "Die schlimmsten Stunden, die wir erlebten", erzählte einer der Engländer, "waren die Seiten, in denen die "Möve" gegen englische Dampfer feuerte. Wir sahen in der Silsiljute hinten: Verschluß, sahen nichts, sondern hörten nur den Lärm der Geschütze. Schließlich hielten wir uns, indem wir auf einem in einer Ecke aufgefundenen alten Grammophon Lieder spielten. Die "Möve" mußte mit der gespalteten "Westburn" einen englischen Kreuzer passieren. Man ließ uns arglos hör bei. Bei dieser Gelegenheit sagte ein deutscher Offizier: "Wenn ich der Kapitän dieses hüllichen Kreuzers wäre, würde ich mich selbst erschießen." Die Engländer wurden, wie sie selbst berichten, von der Mannschaft der "Möve" ausgezeichnet behandelt: "Wir wurden sehr gut behandelt. Viel besser, als wir erwarten hatten. Zum Frühstück bekamen wir schwarzen Kaffee mit Butter und gutes Brot. Zu Mittag erhielten wir kräftige Fleischsuppen, Brot und Tee, sowie Kartoffeln und Gemüse. Morgens und abends durften wir je eine Stunde unter Bewachung auf dem Deck spazieren gehen. Auch konnten wir uns für einen Penny rasiieren und die Haare schnallen lassen. Man erlaubte uns auch, zu rauchen: Zigaretten und Tabak konnten wir in der Schiffslantine kaufen. (Bens. Bla.)

Portugiesisch — eine "Sprache des Teufels und der Hölle". Man hat sich oft bemüht, aus der Sprache eines Volkes und dem Mangel dieser Sprache die Seele und wahre Geistesart einer Nation zu erkennen. Wollte man ein derartiges Mittel bei unseren neuesten Feinden, den Portugiesen, anwenden, so würde man wohl zu seinem sehr günstigen Ergebnis gelangen. Auf den Fremden macht die Sprache der Portugiesen den derbsten ungünstigsten Eindruck. So hat Noisse: Maximilian von Mexiko in seinem Buch "Aus meinem Leben" das Portugiesisch die Sprache des Teufels genannt. "Wer nicht Portugiesisch gehört hat", so erklärt er, "der weiß nicht, wie der Teufel mit seiner Großmutter spricht; denn so

etwas Knauendes, Pfauenendes, Nunzendes, Grunzendes, solch ein biszungeniges, plattgrammiges Näßeln durch ein Zusammentragen aller gemeinen, unangenehmen Lauten kommt nur der Teufel in seinem Born erfinden. Es hat im Allgemeinen oder vielmehr im Allgemeinen viel Ähnliches mit dem Russischen, das aber doch dagegen noch eine schöne Sprache ist." Nicht viel anerkennernd spricht sich Ludwig Tieck, der ein feiner Kenner der romanischen Sprachen und ihrer Literaturen war, über die Fehler der portugiesischen Zunge aus. In seiner Novelle "Wunderlichkeiten" meint er: "Das ist eine furiose Sprache, die mir noch immer lästig vorkommt. Mensche, die das R wohlantender als das L finden, welches sie fast ganz aus ihrer Sprache verbannt haben, sind mir ganz ungerecht. Freilich sagt man, daß sie das R auch fast garnicht aussprechen, wie sie es auch heimlich mit dem N machen. So verschlucht der Portugiese fast alles und spricht und jesst mehr innerlich, als daß Mund und Lippen die Silben austönen lassen. Die meiste Beschämung hat noch die Nase, weit mehr als selbst im Französischen. Das flingt freilich wie Kerle und Saugschweinchen."

Die Bibliothek König Peters. Bei der Flucht König Peters über die Grenzen seines von den deutsch-österreichischen Truppen überfluteten Landes mußte unter anderen Büchern und Dokumenten des serbischen Hofes auch die Bibliothek des Königs zurückgelassen werden. Sie wurde nach den Ausführungen des Berichterstatters der New York Times unter die Obhut eines österreichischen Gelehrten gestellt, der den Bücherbestand sorgfältig aufnahm und katalogisierte und dabei eine Fülle von Beobachtungen machte, die der zur Zeit der Befreiung in Serbien weilende Berichterstatter des amerikanischen Blattes wiedergibt. Die Bibliothek König Peters ist, neben dem rein bibliophilen Interesse, auch politisch und als Charakteristikum für die Person des Königs für uns von Bedeutung. Sie umfaßt etwa 300 000 Bände. Die älteste Buchausgabe stammt aus dem Jahre 1528, im übrigen sind nur wenige durch ihr Alter wertvolle Bände vorhanden. Von König Peter begründet, wurde die Bibliothek unter der Dynastie Obrenowitsch erweitert, ferner sind die Bücher gekennzeichnet, die vor der Thronbesteigung der Familie Karageorgewitsch gehörten, sowie jene Bände, die in der Regierungszeit König Peters einverlebt wurden. Die Bücherei der Karageorgewitsch vor der Thronbesteigung enthält zahlreiche wissenschaftliche Werke, besonders solche über Naturgeschichte und Naturphilosophie. Der Berichterstatter schließt hieraus, daß die Karageorgewitsch eine Liebhaberei für Naturwissenschaften an den Tag legten, die allerdings — nach den vorhandenen Büchern zu schließen — nie über einen gewissen Dilettantismus hinausging. bemerkenswert und auch bezeichnend für die politischen Sympathien der Karageorgewitsch ist der große Einfluß, der die französische Liberalität, besonders während der letzten zwei Jahrzehnte, auf die Bibliothek des Serbenkönigs ausübte. So finden sich viele französische Drucke, und als Gegenstück fällt der Umfang deutschfeindlicher Literatur auf. Bezeichnend ist auch die reiche Literatur englischer und französischer Werke über den Balkan, wobei es sich zumeist um Reisebeschreibungen sowie politische Bücher jüngeren Datums handelt, die in der Mehrzahl als Geschenkwerke mit der persönlichen Widmung der Verfasser der Bibliothek überwiesen worden waren. Die Arbeitsbibliothek des Königs ist ziemlich klein und beschränkt sich hauptsächlich auf Kriegspolitik und den großserbischen Gedanken. Ein großer Teil der Bibliothek läßt auf die große Güte des Königs schließen, der sich durch jede persönliche Widmung einer Druckschrift zuerst gesmeichelt fühlt. Dieser Teil birgt eine Fülle von Provinzblättern und kleinen Zeitschriften, die "König-Peter-Sondernummern" herausgeben. Die große Menge solcher mit dem Bild des Königs und den serbischen Landesfarben ausgestatteten Sondernummern weist obskure Blätter gezeigt, daß König Peter ein reiches Maß von Güteleit an den Tag legte, das von findigen Zeitungsleuten auf höchst primitive Weise in Geld umgesetzt wurde. Eine andere Art, vom Hofe Taschen Gelder zu beziehen, bestand anscheinend in der Veröffentlichung und Widmung von Militärmärchen. So finden sich zahllose, höchst merkwürdig ausgestattete Marschausgaben, auf deren Umschlagsseiten der Kopf des Königs zwischen zwei serbischen Flaggen prangt. Im übrigen scheint König Peter sich hauptsächlich mit sehr leichter Unterhaltungskleidung beschäftigt zu haben. Besonders sind französische Novellen nicht gerade literarischer Art in großer Zahl vertreten.